

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

6) Roman von D. Eugen Thossan.

So ähnlich gedachte er es bei sich auch einzurichten. Es war ihm deshalb nicht unlieb, daß Mutter erklärt hatte, sie würde mit Manni hinterher besonders essen. Sie hätten keine Zeit, sich großartig an die Tafel zu pflanzen; sie selbst müsse anrichten, und Manni habe aufzutragen. Das stimmte ja auch alles, es war ja sonst niemand da. Gewiß, wenn es sich hätte machen lassen, daß die ganze Familie zugegen gewesen wäre, es hätte auch sein Hübsches gehabt. Aber er war sich so seiner alles beherrschenden Stellung bei Tische sicherer. Wenn Mutter dabeisäß — man konnte niemals wissen, was sie für Marotten bekam. Sie war manchmal erschrecklich rücksichtslos. Und der Respekt konnte dabei sehr leicht in die Winsen gehen. Mit den Jüngens allein aber mußte sich die Sache ganz nach seinem Wunsch abspielen.

Um halb eins verschwand er aus der Küche und ging nach hinten ins Schlafzimmer, um sorgfältig Toilette zu machen. Dabei entwiderte er eine so teuflisch seine Berechnung, wie sie nur einem fanatischen Verfolger seiner Pläne möglich ist. Die Pantoffeln behielt er bei, um alles Gemachte, Ueberoffizielle zu vermeiden; aber von Stragen und Strabatten wählte er das Beste aus — und was er seit Jahren nicht gethan — er knöpfte weiße Stulpen ein.

Fünf Minuten vor ein Uhr trat er auf den Flur hinaus und schwang eine große Schelle, die früher an der Eingangstür seines verführerischen Hauses angebracht gewesen war und so eigentlich zur verfallenen Masse gehörte. Er hatte sie aber ohne Gewissensbisse entwendet und mitgenommen, weil er überzeugt war, daß er sie unendlich viel besser gebrauchen könne als der neue Besitzer. Nachdem er genügend geläutet hatte, rief er mehrmals als Erklärung des plötzlichen Lärmens: „Zu Tisch! zu Tisch!“ und begab sich darauf in das Wohnzimmer, wo auf der in blendendem Weiß prangenden Tafel bereits die Suppe dampfte.

Als die Jungen herunterkamen, erklärte er ihnen zunächst, daß er in Zukunft nur noch schnellen, aber nicht mehr rufen werde, wenn das Essen angerichtet wäre. Das Klingeln sei das unumstößlich giftige Zeichen, daß alles bereit sei. Dann wies er einem Jeden seinen Platz bei Tische an, steckte die Serviette in den Halskragen und füllte die Suppe auf. Damit fertig, sah er sich die Jungen der Reihe mit prüfenden Blicken an und sagte schließlich in erstem Ton:

„Johannes, wollen Sie mal das Tischgebet sprechen.“

Johannes machte ein paar unnatürlich große entfesselte Augen, als ob ihm etwas Unerhörtes zugemutet wäre, und sagte kein Wort.

Herr Zickendrath nahm einen Anlauf, um seine Anforderung mit dem gehörigen Nachdruck zu wiederholen. Als er aber dieses weit aufgerissene Augenpaar starr auf sich gerichtet sah, wurde er ängstlich, stotterte, suchte einen Ausweg, glitt weiter an der Reihe entlang und fragte unsicher: „Oder, Gustav, wollen Sie so gut sein?“

Gustel grinst nur dazu, aber so infam dummsprech, wie nur ein Untertertianer grinsen kann, der soeben zum Bewußtsein seiner männlichen Würde und Bedeutung erwacht ist. Der kleine Emil aber rutschte in seiner grenzenlosen Angst, daß die Reihe nun an ihn kommen würde, beinahe unter den Tisch, so klein machte er sich hinter seinem Suppenteller.

Herr Zickendrath erkannte mit Blitzeschnelle, daß da augenblicklich nichts zu machen war, und daß jeder Versuch, einen Druck auszuüben, die Lage nur noch gefährlicher machen würde. Er neigte also kurz entschlossen selbst das Haupt, faltete die Hände über seiner Serviette und sprach:

„Liebster Jesu, wir sind hier —“

Da wußte er auch schon, daß er verkehrt angefangen hatte. Du lieber Himmel, das war ewig lange her, daß bei ihm kein Tischgebet gesprochen worden war. Als Manni noch in den ersten Jahren die Schule besuchte, hatte sie mit kindlicher Hartnäckigkeit stets daran erinnert, eingedenk der Ermahnungen ihrer Lehrerinnen, und dann selbst ihr Sprüchlein vergnügt hergeplappert. Aber nach und nach war das alles eingeschlafen und in Vergessenheit gerathen.

Und nun saß er alter Kerl da mit seinem dicken rothen Kopfe und wußte nicht weiter. Er hatte sich eingebildet, das kleine Gebetlein, das er so oft gehört hatte, noch so zu stande bringen zu können; aber es ging nicht. Er konnte sich durchaus nicht auf den richtigen Anfang besinnen. Als er schon daran dachte, einfach aufzuhören, fiel ihm glücklicherweise noch der Schluß ein: „Und segne, was Du uns bescheeret hast.“ Den hängte er in seiner Verlegenheit ohne jeden Uebergang an den verführerischen Anfang und schloß mit einem lauten „Amen!“ seine verunglückte Produktion als Vorbeter.

Mehrere Sekunden herrschte ein peinliches Stillschweigen rings um den Tisch; bis sich die Spannung in ein fröhliches Tellergeräusch auflöste.

Herr Zickendrath war zwar froh, daß er noch so davon gekommen war; aber ein leises Gefühl der Beschämung veranlaßte ihn doch, sein Gesicht dicht über den Teller zu hängen und seine ganze Aufmerksamkeit auf die Sagosuppe zu richten, die Mutter wieder einmal großartig gemacht hatte. Suppen waren ihre Forsche.

Plötzlich klang ein dünnes feines Pfeifen über den Tisch. Herr Zickendrath fuhr verblüfft in die Höhe. Da saß Gustel, in seinen Stuhl zurückgelehnt, plätscherte nachlässig in der Suppe und erzeugte zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen die unmanierlichen Töne, die Herrn Zickendrath so erschreckt hatten. Sein ganzes Gesicht zeigte dabei einen unverkennbaren Ausdruck von Verachtung. Er mochte keinen Sago.

Der Pensionärvater und Tischvorstand wußte sich im ersten Moment nicht zu rathen und zu helfen. Er wollte nicht gleich zu Beginn seiner Erzieher-Kaufbahn Skandal machen; andererseits aber war das Benehmen des Bengels, der keinen Sago mochte, so aufreizend, daß er sich nur mit Mühe beherrschte.

In diesem Zwiespalt der Gefühle kam ihm ein Bundesgenosse von einer Seite, an die er nie gedacht hätte. Johannes nämlich, der den ungünstigen Eindruck von vorhin zu verwischen wünschte, ramte den Riffelhäuter mit brüderlicher Nachdrücklichkeit in die Seite und schnaubte ihn an: „Na, wirst Du nun bald das Plempern lassen und anständig essen?“

„Das ist doch meine Sache!“ entgegnete Gustel höhnisch. „Wenn ich essen will, dann ess' ich; und wenn ich nicht will, laß' ich's bleiben.“

„Du schämst Dich wohl gar nicht. Was soll Herr Zickendrath von Dir denken?“

Gustel streifte den zum Zeugen seiner Nippigkeit angerufenen Hansvater mit einem Blick, der nichts weniger als bange Ehrfurcht ausdrückte, nur so ganz obenhin, als ob er sagen wollte: „Wohnen da auch noch Leute?“ und gab einen Laut von sich, der ebenso gut für ein unterdrücktes Niesen wie für ein halb unerliches Hohulachen gelten konnte.

Johannes sah die Ehre der Familie Schmidt durch die Frechheit seines Bruders bedenklich gefährdet und wurde grob. „Paß auf, mein Sohn!“ knirschte er und versetzte dem Unbotmäßigen einen zweiten Stoß in die Nippengegend. Gustel ließ den Löffel in die Suppe fallen, daß es über den ganzen Tisch spritzte, und wandte sich wuthentbraunt gegen den Angreifer. Und es wäre ganz bestimmt zu einer solennen Keilerei gekommen, wenn nicht Herr Zickendrath, der sein ganzes Ansehen schwinden fühlte, mit aller Macht den Griff seines Tranchirmessers auf die Tischplatte gestoßen hätte, dreimal hinter einander.

Die beiden Kampfshähne erschrafen und ließen von einander ab. Immerhin wäre abzuwarten gewesen, ob die Ernüchterung von dauernder Natur war; wenn nicht das Auftreten Manni's sofort die ganze Situation verändert hätte. Sie brachte nämlich die Gans.

Eine Gans, wenn sie schön braun gebraten auf den Tisch kommt, wirkt allemal verjöhnlich. Wenigstens auf alle diejenigen, welche Aussicht haben, etwas davon zu bekommen. So geschah es auch diesmal. Gustel löffelte in der Eile noch die Hälfte seiner Suppe aus, Johannes vergaß die bedrohte Schmidt'sche Familienehre, der kleine Emil setzte sich wieder in sein natürliches Größenverhältniß zum Tische und Herr Zickendrath rechte die mit Messer und Gabel bewehrten Arm, daß die frisch gestärkten Stulpen lustig klapperten.

Das Zerlegen der Gans bei offener Tafel war nämlich die Hauptnummer seines Programms, von der er sich die größte Wirkung versprach. Er hatte lange darüber nachgedacht. Er sollte gewissermaßen eine symbolische Handlung sein, durch die er sich der ihm anvertrauten Tafelrunde als fürsorgender, gerecht vertheilender Tischvorstand vorstellen wollte.

Mit seiner Frau hatte er natürlich erst wieder endlose Auseinandersetzungen gehabt, ehe er seine Gansnummer durchgedrückt hatte. Die Frau hatte absolut keinen Sinn für die tiefere moralische Bedeutung des ganzen Pensionsverhältnisses. Sie sah Alles nur unter dem geschäftlichen Gesichtspunkte. Hierbei hatte sie wieder ein Langes und Breites geredet, daß es doch viel vortheilhafter wäre, das Fleisch in der Küche aufzuschneiden und zertheilt auf den Tisch zu bringen. Dabei könne man die Größe der einzelnen Stücke sorgfältig berechnen, eine bestimmte Anzahl aufschneiden und wenn's dann aufgeessen war, war's eben aufgeessen. Mehr gab's nicht. Während der in Lebensgröße auf dem Tisch zur Schau gestellte Braten den Appetit der Bengels immer wieder anreizen mußte. Und so lange noch was da war, mußte man ihnen dann geben. Dabei konnte man auf keinen grünen Zweig kommen.

Erst als Herr Zidendrath ernstlich grob geworden war, hatte sie sich zu einem Kompromiß herbeigelassen. Sonntags sollte er drin in der Stube aufschneiden dürfen, in der Woche aber würde sie soviel Fleisch hineinschneiden, wie ihr gut schien.

Manni hatte die Gans vor ihrem Vater niedergesetzt. Er schuf sich mit einigen resoluten Bewegungen Raum, steckte sich die herabgerutschte Serviette wieder tief in den Hals und räusperte sich. Die Jungen machten lange Hälse und sogen schnüffelnd den Duft ein.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Seit dem neuen Jahr ist im Bürgerthum Berlins die Kunst im Werth gestiegen. Ob der Orden durch den Künstler geehrt wurde, ob er die Künstlerschaft aneignern solle, wie der alte Menzel selber der Ehrenabordnung des Künstlervereins sagte, darüber denkt der Bürgermann nicht gerne nach. Dieser ehrbare Durchschnitts-Berliner war eben verblüfft. Der Name Menzel wurde für ihn förmlich zum neuen Begriff. Noch wurzeln im Untergrund seines Bewußtseins alte Vorstellungen, und die soll er nun plötzlich revidiren? Kunstübung hat für ihn immer den Beigeschmack des Possirlichen, ja Ueberflüssigen gehabt. Dicht bei einander wohnten für ihn künstlerische Genialität und tolle Exaltation, und einer von den merkwürdigen Käuzen sollte nun leibhaftig Herr des schwarzen Ordens sein? Unter Fürstlichkeiten und Generalen rangiren?

Erspröchlich war es darum, daß man den Verblüfften einige Beruhigung gewährte. Die Fassungslosen hätten sonst nicht gewußt, woran sie sich zu halten hätten, wenn alte Ordnung also aus den Fugen geht. Das läßt sich hören, wenn die Kunst in vaterländischen Diensten steht und einer ihrer Besten so gekrönt wird. Das ist dann freilich etwas Anderes, konnten die Deutschen bei uns getrost sich setzen. Der Alp war von ihnen genommen. Dienst ist Dienst. Das begreift sich. Ob mit dem Säbel, ob mit dem Stift und Pinsel: das macht nicht so sehr viel Unterschiedliches aus. Eine freie, trumene Kunst, losgelöst von Menschendienst und Unterthanenpflicht, wem von den Guten sollte die wohl einleuchten? So aber sieht man doch, warum, wofür.

Aus rauher, lärglicher Jugend hat der „Kleine Menzel“ sich emporgemungen, bis er der große, anerkannte Meister wurde. In solchen herben Kämpfen wird manches Stück Freudigkeit und reiche Lebensharmonie verloren. Auch Menzel, der kleine greise Junggeselle, hat's an sich und seiner Kunst erfahren. So reichbewegt, so sicher, so lebensvoll sein Können ist, so treffend und durchdringend seine Beobachtung: Zaudernder Enthusiasmus ist ihm fern und bitter wahrhaft wird er, wenn er, der männliche Künstler, das Weiß malt, das ihm während seines ganzen Lebens nicht viel zu sagen wußte. Menzel hat Reichthümer im arbeitsschweren Dasein gesammelt, und trotzdem blieb ihm der Hang zu lärglicher Lebensführung eigen. Ein großzügiges Dasein zu führen, wie es manchem Künstlerfürsten vor ihm möglich war, das ist ihm nicht gegeben. Etwas von spröder Enge liegt in seinem Wesen wie in seinem Genie, trotz alledem und alledem. Trüngen blieben dem aufrechten Männlein fremd; aber auch jeder Ueberchwang im menschlichen Leiden, in menschlicher Lust.

Es wäre thöricht, den bedeutenden Künstler in irgend ein Parteischema zwingen zu wollen. Um so fleinlicher berühren einzelne Fragen, die an die Ordensverleihung geknüpft wurden. Heute schaaren sich unsere Nationalisten um ihn, den „eminent vaterländischen“. Und doch hat er keine Kriegshistorie aus neuer Zeit gemalt, und Lenbach ist Bismarck's künstlerischer

Herold geworden. Man meint ihn ganz besonders zu ehren, wem man ihn den Preußenmaler par excellence nennt. So klebt man an Stofflichen und begreift nicht einmal, wie man den inneren Reichthum des Künstlers schmälert. Und doch hat derselbe Menzel einmal als junger Mann ein Bild geschaffen, das den Leidenzug der Märzgefallenen vor dem Schloß darstellt. Der ergreifende Moment hat ihn gepackt. Er wäre eben kein deutscher Künstler gewesen, so bekamit man, hätte er sich für irgend einen nichtdeutschen großen Mann erwärmen können.

Aber wir haben in der „deutlichsten der Künste“, in der Musik, ein Beispiel. Das ist das mächtige Orchesterstück Eroica von Beethoven. „Auf Bonaparte“ ist die Eroica geschrieben von dem schroffen Beethoven, der einmal im Treppliger Bad, als eben fürstliche Herrschaften vorbeigezogen kamen, erfüllt von seinem Künstlerwerth, zum gemesseneren Goethe sprach: „Erzellenzen können sie machen und Barone. Aber über Kerle, wie unsereiner, haben sie keine Macht.“

Allerdings hat sich mancher schon an diesem Bonaparte der Eroica gestoen; und in einem Berliner Konzertsaal hat der Verstorbene Hans v. Bülow, der Medelustige, im Winter 1892 eine Ansprache gehalten, worin es hieß: „Die Quintessenz der Beethoven'schen Gedanken ist der Held gewesen. Deshalb widme ich die Eroica dem deutschen Helden, dem Fürsten Bismarck!“ Die Arbeit des Wiedertäufers war vergebens. Die Beethoven'sche Widmung gehört der Kunstgeschichte an. Wer aber vermöchte einem Beethoven das Deutlichkeit zu rauben?

Menzel in Berlin hat den höchsten preussischen Orden bekommen; und aus Rußland, wo man eben den Polenrichter Mikiewicz so sonderbar ehrte, kommen eigenthümliche Gerüchte über den Grafen Tolstoi. Seine Wirksamkeit ärgert die russische Regierung. Dem greifen Regerrichter Rußlands, dem mächtigen Parteihaupt der russischen Orthodoxie, Herrn Robjedonoszew, ist Tolstoi längst schon verhaft. Man ließ den Dichter gewähren, nach der Anschauung: Dichter sind harmlose Karren, die man frei herumlaufen lassen könne. Nun hat indessen Tolstoi's unchristlicher Akrismus in russischen Volkskreisen Wurzel gefaßt. Das ist begreiflich. Eine entmündigte, dürftige Menschenmenge, vom modernen Geist völlig abgehackt, lechzt nach einer mitleidigen Verheißung. Ohne dies neigt das geknechtete Volk zur Seltenbildung. So kommen denn die halb Verzweifelten zu dem altendenden Tolstoi und erbauen sich an seinen inbrünstigen Schwärmereien, an seinen weltflüchtigen Gedanken und seiner Verträstung auf das Jenseits. Eine starke Kulturfeindschaft lodert in den neuesten Predigten Tolstoi's, in seinen literar-agitatorischen Schriften wider Wissen und Können, in seinem Lob auf die Armuth im Geiste. Allein auf welchem Boden anders konnte diese Persönlichkeit und seine Agitation entstehen, als auf dem des Elends und der geistigen Unterdrückung? Ueber ungeheure Gewaltmittel verfügt die russische Verwaltung, und sie konnte nicht einmal die Sonderfeste der Dschoborzen mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man hat die Dschoborzen zur Auswanderung gezwungen und ihr Anhang erneuert sich und lebt doch weiter. Und Tolstoi wird verdächtigt, die Dschoborzen durch seine Lehren indirekt zum Widerstande zu ermuntern. Was soll nun mit dem unbequemen Mann werden? Reulich erst ist er 70 Jahre alt geworden und in der ganzen Kulturwelt hat man des Geburtstages gedacht.

Als das Friedensmanifest erschien, hieß es von einigen Seiten: Tolstoi sei ein Lieblingschriftsteller des Zaren und der Zar sei durch Tolstoi's Dichtungen beeinflusst. Wie würde sich ein Nein dazu finden, wenn man den alten Tolstoi dazu zwänge, sich im Ausland vor „unbequemer Aussicht und Internirung“ — das klingt schöner als Haft — Schutz zu suchen?

Ueberall hat man die frohgemuthen Staatsmänner, die unbekümmert um äußere und innere Verwickelungen feste um sich hauen. Im Reichstag, der ja nächstens wieder zusammentritt, wird über das Thema mancherlei gesprochen werden. Vielleicht, daß der bleiche Reichstag jetzt nach den Ferien wieder mehr Warmblütigkeit aufweist, als in der Vorsession. Vielleicht daß das Parlament trotz der lau diplomatisirenden Temperatur im Centrum und trotz des gar schneidigen Präsidenten zu frischerer geistiger Auffassung sich erhebt.

Allzu strenge Herren pflegen sich bald auszugeben. Jetzt ist des Grafen Ballestrem Nachbewußtsein noch jung, und er hatte keinen strafferen geistigen Widerstand der verschiedenen Parteien niederzuhalten. An einzelne Ausdrücke klammerte er sich und theilte seine Ordnungsrufe. Es giebt aber geistige Höhen im Kampf, wo derlei Mittelchen versagen. Dann kann kein Kürassierkommando Wahrheit oder inneres Pathos im Lauf aufhalten; dann wird man in der Bevölkerung weit mehr wieder auf die Verhandlungen im Parlament aufhören, als es thatsächlich in der jüngsten Zeit geschah.

Kleines Heuiletton.

tc. Wie alt ist das Fahrrad? Es wird allgemein angenommen, daß das Fahrrad noch verhältnißmäßig jung ist, und daß man in der berühmten „Draisino“ den ersten Versuch zur Herstellung eines Fahrrades zu erblicken habe. Diese Annahme ist aber durchaus nicht richtig, denn nach den Berichten eines alten Geschichtsschreibers muß man dem Fahrrad ein Alter von über 1700 Jahren zuerkennen, und zwar gebührt danach den alten Römern der Ruhm,

zuerst „geradelt“ zu haben, wenn auch ihre Fahrzeuge etwas anders als unsere modernen Räder ausgesehen haben müssen. Der Besitzer des ersten Fahrrades wird wohl der römische Kaiser Commodus gewesen sein, der in der Geschichte wegen seiner sinnlosen Verschwendungssucht bekannt ist und im zweiten Jahrhundert nach Christi gelebt hat. Ihm folgte der Soldatentailer Pertinax, und in der Geschichte dieses Kaisers wird zum ersten Male das Fahrrad erwähnt. Pertinax ließ nämlich alle bewegliche Habe seines Vorgängers Commodus verlaufen, und bei der Aufzählung wird erwähnt, daß sich auch einige Wagen oder Gefährte ganz eigenthümlicher Art vorgefunden hätten, die ohne Benutzung von Zugthieren lediglich durch einen kunstvoll konstruirten Mechanismus, der mit den Rädern in Verbindung stand, in Bewegung gesetzt wurden. An einem der Wagen habe sich auch noch eine besondere Vorrichtung befunden, die dazu diente, um die Länge des zurückgelegten Weges zu bestimmen. —

— Die Elektrizität im Jahre 1898. Die Elektrotechnik, so berichtet die „Wiener Zeitung“, hat im Jahre 1898 nicht weniger Errungenschaften zu verzeichnen als im vorangegangenen Jahre. Außer der rasch zunehmenden Verwendung des elektromotorischen Betriebes in der Industrie und bei Straßen- und Vollbahnen sind im letzten Jahre durch Verbesserung der Akkumulatoren die elektrischen Automobile in Nordamerika, England und Frankreich zahlreich zur Einführung gelangt. Im Telegraphen- und Telephonwesen ist es gelungen, nach dem System Marconi bis auf 18 Kilometer drahtlos zu telegraphiren. Ferner hat Professor Bickler in Brünn seine vielversprechenden Versuche mit der von ihm erfundenen lichtelektrischen Telegraphie gemacht, welche, wenn sie sich praktisch bewährt, das Telegraphiren auf weit größere Distanz ermöglichen würde, wobei außerdem noch der Vortheil besteht, daß das Depeschengeheimniß gewahrt werden kann, was bei Marconi nicht der Fall ist. Die Elektrochemie hat in diesem Jahre große Fortschritte gezeitigt, besonders in der Reinigung der Metalle von anderen Bestandtheilen. In Amerika sind Fabriken errichtet worden, in welchen täglich 1150 Kilogramm Silber und jährlich 2040 Kilogramm Gold auf elektrolytischen Wege gewonnen werden. Die meisten Erfolge hat die Elektrotherapie aufzuweisen. Ob die Wirkung der lichtelektrischen Väder den Wärmestrahlen oder den Lichtstrahlen oder beiden zusammen zuzuschreiben ist, darüber werden jetzt an der Wiener Poliklinik durch Professor Winternitz umfangreiche Versuche angestellt. Die Röntgen-Strahlen haben sich durch die Verbesserung der Crookeschen Röhren als besonders erfolgreiche Heilmitteln bei Lupus und Haut-Tuberkulose erwiesen. Die schädliche Wirkung der Strahlen auf die gesunden Hautstellen hat Professor Riels Jundsen in Kopenhagen dadurch beseitigt, daß er ein gewisses farbiges Licht in den Strahlen abzulenken vermag. Seitdem haben sich die Röntgen-Strahlen auch als tödtlich für die Bakterien erwiesen und werden bereits im Münchener hygienischen Institute als Desinfektionsmittel angewendet. Aus Frankreich wird sogar neuestens gemeldet, daß die Einwirkung des elektrischen Lichtes auf und durch den Körper sich als sehr heilsam für gewisse Krankheiten erwiesen hat. In der Beleuchtungs-Elektrizität sind noch zu nennen die neuen Glühkörper von Kernst und Auer, die sich durch große Lichtstärke auszeichnen sollen. —

Musik.

sz. Aus den verschiedenlichen literarischen Hilfen zur Vorbereitung auf das Anhören musikalischer Werke ragt der „Führer durch den Konzertsaal“ von Hermann Kretschmar (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) schon durch seine große Anlage hervor. 1886 zuerst erschienen, hat er jetzt seinen ersten Band auf die dritte Auflage gebracht. Hier sind „Symphonie und Suite“ einschließlichs des Programm musikalisch und zwar seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage behandelt. Der zweite Band enthielt bisher die kirchlichen und weltlichen Chorwerke. Was noch fehlt — die kleineren Konzertschöpfungen — soll in einem 3. Band nachgetragen werden.

Das Buch hat sich von vornherein einen doppelten Zwitterstand, einerseits zwischen historischem Bericht und kritischer Werthung, andererseits zwischen Rücksicht auf das „heutige Repertoire“ und auf die „kunstgeschichtliche Bedeutung“ ausgesucht. Die Rücksicht auf das Repertoire, d. h. also auf den in der Öffentlichkeit herrschenden Geschmack, steht leider allzusehr voran. Eine Stichprobe! In einem Absatz, der beginnt: „Nervtödtig bald ist die Herrschaft der Mendelssohn'schen Schule erloschen“, wird u. a. Julius Felsner's „Melusine“ erwähnt — das Einzige, was Kretschmar über diesen Komponisten zu sagen weiß. Ist dies zunächst gegenüber den erfolgreichen symphonischen Werken dieses Meisters gerecht, auch nur in Rücksicht auf das Repertoire? Und bringt es nicht den Verfasser in den Verdacht einer vom herrschenden Geschmack abhängigen Unkenntlich und leichtfertigen Vernachlässigung dessen, was von dem genannten Tonkünstler thatsächlich vorliegt, so daß ein etwaiges ablehnendes Urtheil über den Werth des Vorliegenden überhaupt noch nicht in Betracht käme? Eine größere Gerechtigkeit als von der doch meist nur vorhandene Erfolge verstärkenden Öffentlichkeit könnte wahrlich von einem Werk erwartet werden, das auf eine Fülle von Material, auch von neuerem, sonst so sorgfältig eingeht — so sorgfältig, daß im Uebrigen die Breite der einzelnen Erläuterungen gegen eine eingehendere Rücksicht auf

die geschichtlichen Zusammenhänge und auf die schaffenden, vielleicht auch auf die nachschaffenden Künstlerpersönlichkeiten zurücktreten könnte. Dringend zu wünschen wäre noch eine bessere Uebersichtlichkeit des Ganzen. —

Kunst.

—hl. Im Bürgerfaale des Rathhauses wird die zweite Ausstellung der „Vollständigen Kunst-Ausstellungen“ heute eröffnet. Sie kann diesmal als sehr gut gelungen bezeichnet werden. Es ist ein „Berliner Saal“ zu Stande gekommen, der sich auch in großen allgemeinen Ausstellungen wohl sehen lassen könnte. Hier genügt es, die wichtigsten Werke zu nennen. Von Liebermann ist ein ausgezeichnetes Bild einer Frau am Strande in hellen, lichten Farben da, von Ludwig von Hofmann zwei der besten Bilder aus seiner letzten Ausstellung bei Keller und Reiner, die auch an dieser Stelle erwähnt wurden. Von Walter Leisler ein „Winter im Walde“ in seinem blauen Ton; von Dora Hix ein Kinderportrait und ein schönes Bild „Clematis“, und von Curt Hermann ein prächtiges Farbenstück „Im Vouboir“, während Hans Hermann einen „Sonnerstag“ — ein Junge auf einer Brücke, sonniger und frischer als sonst seine Bilder — und ein Straßenbild von der Poisdamer Brücke beigezeichnet hat. Portraits sind vorhanden von Hans Fehner, darunter die gute Lithographie des alten Wilhelm Rabe; ein modernes Interieur von Otto S. Engel zählt zu den besten Bildern dieses Künstlers. Fügen wir hinzu, daß auch Wilschauer Werke gefandt haben — Everlein's Goethe, der Schiller's Schädel betrachtet, sähe man freilich lieber nicht wieder, und auch Hugo Reinhold's „Streit“ berührt in seiner pathetischen Auffassung nicht sympathisch — und daß auch zwei auswärtige Künstler vertreten sind, der Münchener Venu Weder mit einer Landschaft und Gotthard Kühn mit einer Studie, einer „Lübederin“, die in ihrer breiten, flotten Technik und ihren feinen frischen Farben die etwas zimmerlichen Bilder seiner Kollektivausstellung bei Keller und Reiner schlägt, so ist der Reichthum der vorhandenen Kunstwerke genügend gekennzeichnet. Sehr erfreulich ist es ferner, daß die bekannten Holzschnittblätter Edmann's nicht nur ausgestellt sind, sondern daß auch ihre Technik durch Vorführung der Werkzeuge und der farbigen Holzstücke anschaulich erläutert wird. Es besteht auch die Absicht, in künftigen Ausstellungen moderne kunstgewerbliche Gegenstände, Tische, Stühle u. s. w. zu zeigen. Nach alledem scheint es, daß die „Vollständigen Kunst-Ausstellungen“ sich in einer sehr günstigen Weise entwickeln wollen. —

Erziehung und Unterricht.

— Die Universität El-Hazar in Kairo, so genannt nach der Moschee gleichen Namens, ist die älteste, berühmteste und reichste Hochschule des Islam. Der Belgier Minnaert hat ihr einige Seiten seines in diesem Jahre veröffentlichten Buches „Le Cairo et la justice internationale en Egypte“ gewidmet. Einem Bericht der „Tägl. Rundschau“ darüber entnehmen wir das Folgende: Dank den reichen Vermächtnissen, die der Universität im Laufe der Jahrhunderte zugefallen sind, verursacht sie nicht allein dem Staate keine Kosten, sondern gewährt auch ihren Jünglingen, deren Zahl sich oft auf 10000 beläuft, freie Kost und Unterkunft. Die meisten Professoren begnügen sich mit einem Gehalt von 12—1500 Franken. Täglich werden an die Studierenden 30000 Brote ausgetheilt, darin besteht aber auch ihre ganze Nahrung. Allzu Klein scheinen die Brote jedoch nicht zu sein, denn wenn die unbemittelten Hochschüler, die auf die Spenden der alma mater zu ihrem Lebensunterhalt angewiesen sind, sich satt gegessen haben, bleibt von ihren täglichen drei Broten mindestens eins zum Verkauf an die Händler übrig, die immer vor den Thoren warten, bis sie mit den armen Studenten ein kleines Geschäft in dieser Etwaaere gemacht haben. Im Uebrigen theilen diejenigen, welche von ihren Angehörigen mit Geld und Lebensmitteln versehen werden, nach dem Grundsatz der muselmännischen Brüderlichkeit ihre Schätze mit den in dieser Hinsicht weniger begünstigten Kommilitonen. Aus den verschiedenen Rationalitäten ergänzen sich die Besucher El-Hazars; man findet dort Armentier, Kurden, Srier, Albanen, Tripolitaner, Makedonier und Beduinen aus Arabien wie aus Oberegypten. Es versteht sich von selbst, daß die ganze muselmännische Wissenschaft in allen ihren Abstufungen auf der Universität zu Kairo gelehrt wird, aber auch die europäische geht dort keineswegs leer aus. Gipsäle giebt es nicht; in dem gewaltigen Mittelsaal der Moschee sammelt ein Professor an einer Säule seine Schüler um sich. Von Bänken ist keine Rede, man setzt sich auf Matten nieder und das Auditorium ist fertig. Beim Eintritt in die gewaltige Halle klingt ein wirres Durcheinander murrelnder Stimmen ans Ohr, aber es löst sich sofort auf, wenn man sich zu einer der zahlreichen Gruppen niederbeugt. Dann vernimmt man deutlich jedes Wort aus dem Munde des Professors. In den Nebenhallen der Moschee bietet sich dem Besucher derselbe Anblick dar: überall Gruppen von Lehrern und aufmerksam zuhörenden Schülern. Nur muselmännische Studenten haben zu der Universität El-Hazar Zutritt. Jede Rationalität hat ihre Bibliothek für sich. Die Studenten sind auch, was die Wohnräume anbetrifft, nach ihrer Volksabstammung von einander getrennt. Als Lagerstätten dienen einfache Matratzen. In den Arbeitszimmern und Schlafzimmern giebt es weder Tische noch Stühle. Bei der Arbeit hocken die Studenten auf dem Boden, ein Tintenfaß neben sich und ein Buch auf den Knien. Was wird aus der Jugend, die diese gewaltige Hochschule verläßt? Sie verbreitet sich nach allen Himmelsrichtungen über die Länder

des Islam, als Richter, Priester, Aerzte und Beamte der verschiedensten Rangstufen vom zukünftigen Minister bis zum einfachen Postbeamten. Ohne Ausnahme sind sie vom muselmännischen Geiste bis in das Innerste ihres Wesens durchdrungen und bestimmt, ihn nach ihrem Einfluß und ihren Fähigkeiten auszubreiten und aufrechtzuerhalten. Jedes Jahr ziehen aus den Thoren El-Hazars neue Derwische gen Süden. Sie brauchen keine Boote zur Fahrt auf dem Nil, denn sie wandern zu Fuß durch die endlose Wüste. Zur Nahrung genügt ihnen trockenes Brot. Hitze und Entbehrungen fedten sie nicht an, daran sind sie gewöhnt, und überall finden sie freundliche Aufnahme. —

Volksskunde.

— **Aberglaube in Ostpreußen.** Der „Königsberger Hartung'schen Zeitung“ wird geschrieben: Ist ein Kind am Donnerstag geboren, so darf es nicht Sonntags getauft werden, sonst schiebt es Geister. Dem Neugeborenen muß, wenn es ein Knabe ist, der Vater den ersten Kuß geben, damit er einen ordentlichen Bart bekomme, der das Mädchen verunzieren würde. Dieses bekommt deshalb den ersten Kuß von der Mutter oder sonst einem weiblichen Wesen. Jungen Mädchen soll es Glück bringen, wenn sie zum ersten Mal bei einem Knaben Gebatter stehen, besonders aber, wenn sie diesen über dem Taufbeden halten. Das Kind darf vor der Taufe nicht beim Namen gerufen, auch nicht aus dem Hause getragen werden, ebenso darf die Mutter vor ihrem Kirchgang nicht Besuche machen, es würde sonst allerlei Unglück nicht ausbleiben. Auch bei Trauungen sind gewisse Gebräuche wohl zu beachten. Während des Ganges zur Kirche sowohl wie auch in dieser selbst darf von den Brautleuten keines sich umsehen, denn es schiebt sich dann schon nach einem zweiten Gatten um, und der neben ihm stehende muß bald sterben. Die Braut thut wohl, sich in einen Schuh ein Stück Geld zu legen, damit sie im Wohlstande bleibe resp. in denselben komme. Ein Stück Brot von der Hochzeitstafel, aufbewahrt beim Brautkranze, bewirkt, daß die Eheleute später ihr Brot haben. Die meisten abergläubischen Gebräuche giebt es bei Sterbefällen. Ist für den Schwerverkranken erstlich der Augenblick des Sterbens gekommen, so wird schweigend ein Fenster oder die Thüre geöffnet, damit die Seele einen Ausgang habe. Der Tod eines Familienmitgliedes, besonders aber des Hausherrn oder der Hausfrau wird, selbst in der Nacht, allen Hausthieren, auch dem Vieh und den Pferden im Stalle angezeigt. Sollte diese Anzeige unterbleiben, so würde sicher das Gethier bald von Krankheit heimgegriffen werden. Ist der Gestorbene Dienenzüchter, so muß, soll der Dienstand nicht eingehen, auch den Diensten von dem Verlust des Pflegers Anzeige gemacht werden. So lange die Leiche im Zimmer steht, wird der Spiegel verbängt. Die Stühle oder Bänke, worauf der Sarg gestanden, müssen, sobald der Sarg emporgehoben ist, um hinausgetragen zu werden, sofort umgeworfen werden, wenn nicht bald wieder eine neue Leiche auf denselben stehen soll. Verlassen die Leidtragenden nach dem Begräbniß den Kirchhof, so deutet man aus der letzten Person, ob ein Kind oder ein Erwachsener zunächst sterben wird. —

Aus dem Thierleben.

— **Ueber Rothfärbung des Wassers in Fischteichen** hat Dr. Otto Zacharias von der Biologischen Station in Plön Untersuchungen angestellt und zwar an der Hand von Wasserproben, welche ihm von Besitzern von Fischteichen eingesandt wurden. Dr. Zacharias berichtet darüber in der „Deutschen Fischerei-Zeitung“: Ein zweiter Fall von Rothfärbung eines Fischteiches ist mir durch Herrn Vergrath Behrens unterm 24. Juni 1897 aus Herne (Westfalen) gemeldet worden. Ich erhielt auch von daher eine größere Wasserprobe übermittelt und war somit im Stande, die Natur des fraglichen Wesens, welches das Wasser in Blut verwandelt zu haben schien, festzustellen. In Herne handelte es sich ebenfalls um einen kleineren Sturpsenkeich. Nach der Beschreibung des Herrn Behrens zeigte sich hier die Kalamität in dem Vorhandensein einer mehr oder weniger dicken auf dem Wasser lagernden Schicht, welche sich bei Eintritt der Dämmerung oder bei trübem Wetter grün färbte, wogegen sie unter dem Einflusse des Sonnenlichts ihre purpurrothe Färbung allmählig wieder gewann. Die mikroskopische Besichtigung ergab nun die interessante Thatsache, daß der eben charakterisirten Erscheinung kein Schwefelbakterium, sondern ein zur Gruppe der Geißelinfusorien gehöriges Wesen zu Grunde lag, welches sich in einer ganz ungeheuren Anzahl vervielfältigt hatte. Das eingehendere Studium führte zu dem weiteren Resultate, daß dasselbe mit *Astasia haematodes* identisch sei, worunter man sich einen Organismus von spindelförmiger Gestalt vorzustellen hat, der vorn ein zugespitztes Ende besitzt. Die Länge desselben ist 0,120 Millimeter bei einer Breite von 0,084 Millimeter. Die auffällige Färbung des Thierchens rührt von vielen kleinen blutrothen Körnchen her, welche durch die Körpermasse desselben vertheilt sind. Ein Geißelfaden zur Fortbewegung im Wasser ist nicht vorhanden. Die *Astasia* hat aber das Vermögen, ihren Leib in der wunderlichsten Weise zusammenzuziehen und wieder auszubehnen. Der Infusorienforscher Chr. G. Ehrenberg entdeckte diese *Astasia haematodes* im Jahre 1829 auf einer Reise mit Alexander v. Humboldt in einer sibirischen Steppentacke. Innerhalb Deutschlands war sie bisher noch nicht aufgefunden worden. Nun ist auf einmal ihr stammeswerth massenhaftes Vorkommen in einem westfälischen Teiche nachgewiesen. Nach einer neuerlichen Mittheilung des Herrn Vergrath's war im Sommer 1887

die Menge der *Astasia* in Herne so groß, daß dem davon heimgeführten Teichbeden große Wassermassen aus der Ruhr zugeführt werden mußten, um nur die oberflächliche hautartige Schicht fortzuschwemmen, die aus lauter dicht zusammengescharrten rothen Lebewesen bestand. Mit Eintritt der kühleren Jahreszeit nahm die Infusorienzahl mehr und mehr ab, bis gegen September hin keins davon mehr vorgefunden werden konnte. Auch im Sommer 1898 hatten sich die Bluthierchen in dem gleichen Teiche wieder eingefunden, aber — wie der genannte Gewährsmann meldet — ist ihre Anzahl jetzt bei weitem geringer gewesen, als im Vorjahre. Ein auffälliges Sterben von Fischen ließ sich zur Zeit der stärksten Entfaltung dieser infusoriellen Wasserblüthe nicht konstatiren, wohl aber ein sehr übler Geruch, den die an der Oberfläche flottirenden und dort absterbenden rothen Massen verursachten. —

Humoristisches.

— **Selbstgefühl** Michelbauer (der allein mit seiner Alten auf den soeben einfahrenden Bahnzug wartet): „Siehst Du, Ulrich, wir san do' no' wer — jetz muß der große Zug z'weg'n Uns anhalt'n!“ —
— **Zu lang.** „Wie kommt es denn, daß die Verlobung von Fräulein Lina mit dem Herrn Assistenten zurückgegangen ist?“ „Ja wissen S', das Fräulein hat schon zehn Jahr' auf den Assistenten gewartet; jetzt hat er geschrieben, er käm' zur Hochzeit mit der Sekundärbahn, und schauen S', so lang hat i' halt auch nimmer warten wollen.“ —
— **Aus dem Aufsatze** einer höheren Tochter. „Was wäre der Mensch, wenn er keine Zeit hätte!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Unter dem Titel: „Das Karrenrad“ ist im Verlag des „Karrenschiffes“ (Berlin) ein Album fröhlicher Radfahr-Bilder herausgekommen. Einige der Zeichnungen sind sehr lustig und haben schon Manchen ergötzt, als sie im „Karrenschiff“ erschienen. Das Album kostet 2,50 M. —
— **Richard Stowronnel** ist aus dem Amte eines Dramaturgen des Schauspielhauses geschieden. Er verließ es bisher nur „provisorisch“. Als Kandidaten für dieses Amt sollen Ludwig Fulda und der Bremer Dramaturg Heinrich Vult-haupt in Frage kommen. —
— „Das liebe Ich“ von C. Karlowis wird die nächste Neuheit des Lessing-Theaters sein. —
— **Björnsterne Björnson's** neues Drama „Paul Lange und Tora Parsberg“ wurde vom Münchener Hoftheater zur Erstaufführung in Deutschland am 8. Februar angenommen. —
— Der Reinertrag der vorjährigen Großen Berliner Kunstausstellung beträgt 50 000 Mark. —
— Nach einem anderen Bericht über die Vorgänge im „Verein Berliner Künstler“ hat Anton von Berner die Ausschließung von Sezessionisten aus der Berliner Akademie in seiner Rede gegen diese nicht verlangt. Er stellte aber die Behauptung auf, die Herren, die sich jetzt im Widerspruch mit den Satzungen befänden, müßten nun eigentlich auch auf die ihnen vertriebenen Medaillen verzichten! Auf die Form kommt nicht viel an. Thatsächlich soll Prof. Körner „wegen Arbeitshäufung“ eine Wiederwahl nicht annehmen wollen und Anton von Berner sein Nachfolger werden. —
— Zu dem Wettbewerb für einen Umschlag der „Berliner Architekturwelt“ waren 106 Entwürfe eingegangen. Den ersten (500 M.) und den zweiten Preis (250 M.) erhielt der Berliner Maler und Zeichner F. Rigg. —
— Im laufenden Winterhalbjahr sind an deutschen Universitäten, einschließlich der Akademie Münster, 32 233 Studenten immatrikulirt, das sind wieder über 1000 mehr als im vorigen Wintersemester. —
— **Literarische Matineen** für die Schüler der Pariser Schulen hat ein Herr Ricquier in's Leben gerufen. Zur Unterstützung des Unternehmens hat der Pariser Gemeinderath in sein Budget für dieses Jahr eine Summe von 15 000 Francs eingestellt. Diese Einrichtung besteht schon seit 1882. Bis Ende 1898 wurden 940 solcher Matineen in Paris und 476 in den Vororten gegeben. Ueber 1 150 000 Kinder nahmen mit ihren Eltern daran theil und wurden in die französische Literatur eingeführt. Es thuyen sich daran auch Vorträge über allgemeine Themen. Außerdem erhielten die Kinder in jeder Sitzung Broschüren über den Gegenstand des jeweiligen Vortrages. —
— Die Brüsseler „Société d'Etudes Coloniales“ hat von einem Ungenannten 50 000 Fr. erhalten, um die geeigneten Mittel zur Bekämpfung des Sumpffiebers zu erforschen. Der leitende Ausschuß der Gesellschaft hat den bereits im kongostaatlichen Dienste bewährten Arzt Van Campenhout mit diesen Arbeiten beauftragt. —
t. Nach einer Wiener Meldung soll die unter Verwaltung des österreichischen Staates stehende Arlberg-Bahn elektrischen Betrieb erhalten. —